

KATRIN BONGARD



LOVE
ON
PAPER

ROMAN



KATRIN BONGARD

LOVE

ON

PAPER





Sie sitzt hinter mir, die Arme um mich geschlungen, ihre Hände auf meinen Oberschenkeln, ein sensationelles Gefühl. So habe ich mir das immer vorgestellt. Ein weicher Körper an mich gepresst, die Brüste, die ich sogar durch die Jacke spüre, das leichte Gewicht, das die Maschine etwas verändert. Sie ist die Erste, die ich überhaupt mitnehme. Wenn ich fahre, ist meine Maschine ein Teil meines Körpers, eng mit mir verbunden, und sie hinter mir zu spüren, so aufregend wie Sex.

Ich erinnere mich an das erste Mal. Es ist April, noch kühl, wir kennen uns drei Wochen, doch mir kommt es schon wie eine Ewigkeit vor. Eine Spur Sonne, das reicht, obwohl ich meist den ganzen Winter hindurch fahre. Vor der Abfahrt zögert sie, und ich lache - vertraust du mir etwa nicht? Sie lächelt, weil ich sie herausfordere und das fordert sie heraus. Warum sollte ich? Sie steigt trotzdem auf. Sie hat meinen Zweithelm, meine Lederjacke, die Hose mit den Protektoren. Die Sachen sind ihr

viel zu groß, aber ich will, dass sie sicher ist. Jetzt könnte ich darüber lachen. Wenn man mit hundert, ach was, mit fünfzig oder auch nur dreißig vom Motorrad geschleudert wird, dann ist es aus. Das wissen wir alle. Ich kenne Keinen, der ernsthaft glaubt, dass ihn ein paar Plastikprotektoren vor irgendetwas schützen. Der Helm schon eher, mit Kinnschutz, damit einem der Unterkiefer nicht bricht, die dünne Gehirnschale schützt. Aber wer will, dass der Kopf heil bleibt, wenn der Rest des Körpers zermörsert wird? Trotzdem, ich wette, keiner, der sich auf seine Maschine setzt, verschwendet nur einen Gedanken daran, was alles passieren könnte. Hey, das ist das Leben! Dafür gibt es keine Protektoren, keinen Helm. Du bist hier, weil du Leben willst, du nimmst das Risiko in Kauf.

Ich dachte, ich könnte damit leben.



1

DER TOD UND SEINE VERWANDTEN

»Maya?«

Mein Bruder beugt sich vor, flüstert. »Hast du die Musik dabei?«

Der Mitarbeiter des Beerdigungsinstituts hält verständnisvoll die Hand auf. In seinen Augen sehe ich, dass er das kennt. Menschen in diesem Zustand, eingehüllt in eine Trauerwolke. Ich erhebe mich, krame in meiner Tasche, alles dreht sich. Mein Kreislauf. Ich halte mich kurz an der Vorderbank fest. Seit meine Mutter gestorben ist, spielt mein Körper verrückt.

Ich finde die CD, auf die ich im letzten Moment zwei Lieder gebrannt habe und gebe sie Luis, der sie an den Bestatter weiterreicht. *Somewhere over the Rainbow*. Meine Mutter hat den Song geliebt. Dazu habe ich noch ein klassisches Stück ausgewählt, das mir der Mann beim Beerdigungsinstitut empfohlen hat. Doch ein Rocksong hätte besser gepasst. Meine Mutter war intelligent, unkonventionell, rebellisch. In der braven Rede des Pfarrers, den wir erst kurz vor der Beerdigung kennengelernt haben, erkenne ich sie kaum wieder.

Und jetzt ist sie tot.

Heute Morgen habe ich es zum ersten Mal begriffen. Ab jetzt sind wir zu dritt. Mein Vater, mein kleiner Bruder und ich. Das, was ich die ganze Zeit befürchtet habe, ist eingetreten. Sie ist gestorben, ohne dass der Fortschritt, die Medizin, Gott, oder wer auch immer es verhindert hat. Und gerade wird mir klar, was das bedeutet. Ich bin einundzwanzig und mein Leben beginnt. Das richtige, das eigene Leben. Und meine Mutter wird nichts mehr davon mitbekommen.

Es ist bewölkt, doch als wir am Grab ankommen, bricht die Sonne durch. Es ist wie ein Zeichen, dass wir die richtige Stelle für ihr Grab ausgesucht haben. Im waldigen Teil des Friedhofs, auf einer Lichtung. Ein schöner, ein begehrter Platz, obwohl meine Mutter das nicht interessiert hätte. Überhaupt nicht. Ich starre auf die Grube über der ihr Sarg wie eine Drohung schwebt. Jetzt wird sie verschwinden. Das Grab ist mit Grasteppichen ausgeschlagen und ich denke, wie verrückt das ist, eine aufwendig gestaltete und lackierte Holztruhe nun ganz profan in die Erde zu versenken. Das passiert täglich, überall auf der Welt, so sind Beerdigungen, sage ich mir, aber die Vorstellung, dass meine Mutter - noch nicht einmal fünfzig - in dieser Truhe liegt, ist einfach unvorstellbar. Eine Träne läuft mir über das Gesicht und schmeckt salzig. Ich wische sie schnell weg. Ich will nicht weinen. Nicht hier, eigentlich überhaupt nie. Denn Weinen heißt, es zuzulassen oder irgendwie anzuerkennen und das geht einfach nicht.

Angeblich gibt es vier Trauerphasen: *Verweigerung*, *Wut*, *Loslassen*, *Neuanfang*. Doch mir leuchtet nur die erste ein. Meine Mutter hätte

nicht sterben dürfen. Das alles macht überhaupt keinen Sinn. Wie soll das Leben jetzt überhaupt weitergehen - ohne sie?

Der Pfarrer spricht das *Vater Unser* und ich bete still mit. Danach tritt mein Vater ans Grab und wirft eine Rose und eine Schippe Erde auf den Holzdeckel. Er hat nie vorgehabt, nach meiner Mutter zu sterben und hat das so oft gesagt, dass wir es irgendwann alle geglaubt haben. Sie würde das überleben. Jetzt steht er etwas zu lange über den Sarg gebeugt und für einen Moment habe ich Angst, dass er sich hineinstürzen wird.

Nach ihm geht Luis an die Graböffnung. Er ist dreizehn, acht Jahre jünger als ich, gerade in der Pubertät und machte jeden dafür verantwortlich. Er schnieft laut. Es ist mehr Wut als Trauer, und wenn es die vier Phasen wirklich gibt, dann ist mein Bruder mir eindeutig voraus.

Und dann bin ich dran. Ich starre auf die beiden Rosen, die einsam und verloren auf dem glänzenden Holzdeckel liegen und denke: Dies hier ist falsch und ungerecht. Ein Irrtum. Meine Mutter hat Blumen geliebt. Blühend, in einer Vase, auf dem Balkon, im Garten. Aber sicher nicht auf einem Sarg in einem Erdloch. Ich nehme eine Rose aus dem silbernen Eimer, der neben dem Grab steht und zögere. Ich würde am liebsten runter in die Grube steigen und sie sanft auf den Sargdeckel legen. Stattdessen schlägt die dicke Blüte mit einem dumpfen Ton auf dem Deckel auf. Ich werfe keine Erde hinterher.

Es ist alles falsch.

Auf dem Weg zum Ausgang des Friedhofs löse ich den Schal, ziehe die Wollmütze ab und knöpfe den Mantel auf. Für Anfang März ist es warm, man kann den Frühling schon spüren.

»Was jetzt, Maya?«, fragt Luis, und ich sehe ihn ratlos an, bis ich begreife, dass er nicht die weitere Zukunft, sondern nur die nächste Stunde meint.

»In das Restaurant gegenüber vom Friedhof. Papa hat etwas vorbereitet.«

Mein Vater hat sich erst im letzten Moment darum gekümmert, denn bis dahin hat keiner von uns sich vorstellen können, nach der Beerdigung überhaupt noch irgendwo hinzugehen, geschweige denn zu feiern. Doch jetzt bin ich froh, dass die Trauergesellschaft noch etwas zusammenbleibt und uns drei nicht sofort wieder allein lässt.

Am Ausgang des Friedhofs bleiben Luis und ich stehen. Es ist friedlich und ruhig. Doch dann wird die Stille von dem satten Knattern eines Motorrads unterbrochen. Luis sieht auf. Er will so schnell wie möglich einen Motorradführerschein machen und sich dann sofort eine eigene Maschine kaufen. Auch wenn er darauf noch mindestens drei Jahre warten muss.

Es ist ein schwarzes Motorrad, keine Ahnung welches Modell, aber sie sieht sportlich aus und passt, abgesehen von der Farbe, überhaupt nicht auf einen Friedhof. Nichts daran. Genauso wenig wie der Fahrer in seiner schwarzen Lederkleidung. Er parkt, während unsere Trauergruppe sich vor dem Friedhof sammelt und etwas ratlos herumsteht.

Der Motorradfahrer behält den Helm auf, als er die Maschine aufbockt und für einen Moment denke ich, dass er ihn gar nicht absetzen wird. Ich kann das gut verstehen. Wenn man trauert, möchte man sich am liebsten verstecken. *Ständig*. Dann nimmt er ihn doch ab

und wilde, dunkle Locken kommen zum Vorschein. Ich schätze ihn auf etwas älter als mich. Sein Gesicht ist schmal und sehr blass.

Luis stößt mich an. »So eine will ich auch haben.«

Ich nicke. »Schöne Maschine.«

Der Typ sieht kurz auf, unsere Blicke treffen sich, dann wird mir klar, dass er mich vermutlich gar nicht richtig sieht. Auch das Gefühl kenne ich. Betäubt und unfähig, etwas anderes als den Schmerz wahrzunehmen. Das Gefühl amputiert zu sein. Ich habe die letzten Tage mit diesem Phantomschmerz gelebt - wird das jemals aufhören?

Luis sieht dem Motorradfahrer nach, als er den Friedhof betritt, aber ich denke nur, dass er bestimmt nicht zu beneiden ist. Vielleicht hat er auch einen Elternteil verloren? Doch eigentlich kann es tausend andere Gründe geben, weswegen er hier ist. Angefangen von dem Blumenladen am Eingang, in dem er arbeiten könnte, bis hin zu den Führungen, die auf dem Friedhof regelmäßig stattfinden. Wir sehen ihm nach, wie er am Blumenladen und auch an der Sammelstelle für die Führungen vorbeigeht und ich weiß, dass auch er trauert.

Luis will sich das Motorrad genauer ansehen, aber ich ziehe ihn weiter. Die Trauergäste warten immer noch etwas orientierungslos vor dem Friedhof. Wir können unseren Vater nicht mit der Gruppe allein lassen. Er ist starr vor Trauer, ich muss etwas sagen. Ich stelle mich vor die Gruppe und atme tief durch.

»Wir haben drüben in der Gaststätte etwas vorbereitet. Etwas Kaffee und Kuchen.«

Ich deute auf die andere Straßenseite.

»Herr Gott, nun kommt doch. Ihr seid alle eingeladen«, sagt meine Oma auf ihre typisch energische Art und geht entschlossen vor. Erst

dann setzt sich die Gesellschaft zögernd in Bewegung. Wir können alle nicht mit der Situation umgehen.

Im Restaurant sind vier lange Tische eingedeckt, aber nicht aneinandergerückt, so dass sich sofort Gruppen bilden. Es gibt Thermoskannen mit Kaffee und Tee und Teller mit Kuchenstücken, als wäre das hier ein Kindergeburtstag. Ich kann nichts essen. Ich hatte in letzter Zeit nie Hunger und keine Ahnung, wie ich unter diesen Umständen einen Bissen herunterkriegen soll.

Die Familie meines Vaters umringt ihn, daher gehen Luis und ich zu den Eltern meiner Mutter und ihrer älteren Schwester, die aus London gekommen sind. Wir haben bisher kaum miteinander gesprochen, da sie in einem Hotel in Potsdam übernachteten und gleich zur Beerdigung gekommen sind.

Meine Oma breitet die Arme aus, und ich schlucke.

»Maya!« Sie umarmte mich und schluchzt. »Gott, du bist ihr ja so ähnlich«, flüsterte sie an meinem Ohr, schiebt mich dann energisch von sich weg und sieht mich an. »Ich werde jetzt nicht herzliches Beileid sagen und so tun, als ob das keine Katastrophe ist, wenn ein Kind vor seinen Eltern stirbt.«

Ich beiße mir auf die Lippen, während mein Körper leicht zu zittern beginnt und nicke.

»Maya, ich weiß, dass du stark bist und unser Leben wird weitergehen. Versprochen?«

Meine Oma stößt die meisten Leute mit ihrer direkten Art vor den Kopf, aber ich mag, dass sie hat mich noch nie angelogen hat und sich jede falsche Höflichkeit spart.

Sie sieht nach oben. »Wenn kann man dafür zur Rechenschaft ziehen! Wenn das Gott war, trete ich aus der Kirche aus.«

Ganz offensichtlich ist sie auch schon in der Wutphase.

»Wir sind schon ausgetreten«, murmelt mein Opa und drückt mich kräftig. Dann umarmen sie Luis, und fahren ihm durch die Haare als ob er sechs wäre.

»Maya, komm her«, sagt meine Tante Selma und zieht mich an sich. Selma ist sehr viel jünger als meine Mutter und manchmal kommt sie mir wie die große Schwester vor, die ich mir immer gewünscht habe.

»Was machen wir nur ohne Nora?«

Sie hält mich eine Weile und streicht mir sanft über den Rücken.

»Wir dürfen nicht aufgeben«, sagt meine Oma als wir am Tisch sitzen. »Das hätte Nora nicht gewollt. Das Leben geht weiter.« Sie sieht zu mir. »Erzähl mal, Maya. Ich habe gehört, du arbeitest jetzt bei einem Verlag?«

»Sie geht jeden Tag hin«, sagt Luis, als wäre es wie Schule und man schon ein Held, wenn man nur hingeht.

»Es ist ein Volontariat. Ich bin in der Probezeit.«

»Sie liest nur noch«, sagt Luis.

Meine Oma lächelt. »So ist das, wenn man in einem Verlag arbeitet, Luis.«

Selma lehnt sich hinter ihr vor. »Stimmt, du wolltest immer in einem Verlag arbeiten. Hast du denn dein Studium denn schon abgeschlossen?«

»Das Grundstudium.«

»Ach, dann studierst du danach weiter?«

Ich schweige. Denn ich bin mir nicht sicher. Eigentlich war alles gut geplant gewesen. Bis meine Mutter krank und alles chaotisch wurde, und das Volontariat im Verlag mir wie eine geniale Abkürzung vorkam. Ich hatte das Gefühl, dass ich schneller mit dem Leben anfangen sollte. *Sofort*. Dass es einmalig ist und ich es nicht verträdeln darf. Auf keinen Fall. Jetzt kommt es mir allerdings so vor, als wäre ich nur hektisch losgerannt, um der Tatsache nicht ins Auge zu sehen, dass wir alle irgendwann sterben müssen. Und meine Mutter viel zu früh.

»Und was machst du da so?« Meine Oma runzelt die Stirn. »Lochen und heften?«

Luis grinst. »Abspeichern und in den Papierkorb verschieben, Oma. Wir leben im digitalen Zeitalter.«

»Ich meine ja nur: Machst du etwas Sinnvolles, Maya?«

Auf einmal starren alle mich an. Meine Mutter hat englische und spanische Literatur ins Deutsche übersetzt. Das war sinnvoll. Ich prüfe Manuskripte und fülle Lektoratsbögen aus. Nehme schweigend an Verlagssitzungen teil, in denen niemand nach meiner Meinung fragt oder hebe die Hand in Abstimmungen, die jederzeit von der Verlagsleiterin überstimmt werden können. Aber so ist das eben am Anfang.

»Ich lerne sehr viel. Für später.«

Selma lächelte. »Vergiss nie deine Träume, Maya. Das hat Nora immer zu mir gesagt.«